

(Nachdruck verboten.)

## Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreßer.

36]

Er hatte seine Stimme so mächtig angestrengt, daß Frau Vemte durch die Tür des Nebenzimmers alles hörte und geschäftig hereinkam, weil sie glaubte, sie gingen sich an den Stragen; denn Kempten war auch sonst nicht müßig gewesen. Von plötzlicher Wut gepackt, hatte er ein Buch ergriffen und damit auf den Tisch geschlagen, daß es krachte. Was sich schon lange in ihm angesammelt hatte, kam mit elementarer Wucht zum Ausbruch, mit der ganzen Rücksichtslosigkeit unberechenbarer Naturen. In diesem Augenblick, wo man ihm etwas zu rauben dachte, von dem sein Herz schon lange Besitz ergriffen hatte, mit sengender Glut in all den Tagen, wo er sehen durfte, was andere niemals geschaut hatten, schoß das Mißtrauen gegen Lorenzen mächtig brennend in ihm empor und durchbrach flammend seine Besonnenheit.

„Na, dann wären wir ja wieder einmal schön zusammengeraten,“ sagte Lorenzen eingeschüchtert und griff zu Gut und Stod.

„Und Du hast alles heraufbeschworen,“ brachte Kempten noch ganz außer Atem hervor und ließ ihn ruhig gehen.

Und Lorenzen ging auch, in einer Stimmung wie nie zuvor. Und als er langsam die ausgetretenen Stufen hinabstieg, die sie so oft in froher Laune gemeinsam genommen hatten, stets dasselbe Ziel vor Augen, beschlich ihn etwas wie Nüchternheit, die ihn fast veranlaßte, umzukehren und Kempten die Hand zu geben, was er zum erstenmal in seinem Leben vergessen hatte. Schon wollte er es ausführen, als sein Stolz ihn davon abhielt, denn wenn er es sich alles richtig überlegte, so hatte er keine Ursache, den Geduckten zu spielen. War nicht bisher alles redlich von ihnen geteilt worden, hatte nicht Kempten immer selbst darauf hingewiesen, sie wollten sich beide gemeinsam Klara als Modell halten, und hatte er nicht damals schon, als sie noch Kind war, diesen Gedanken ausgesprochen? Die Notwendigkeit hatte ihnen dann das Mädchen aus den Augen gebracht, der Zufall aber wieder zusammen; und er, Lorenzen, war es, der sie damals bei Schneetreiben wieder aufgesucht hatte, und seinem Kusse allein war sie ins Atelier gefolgt.

Es waren nur dumme Redensarten, die er vorhin angewandt hatte, um so zu tun, als wenn er sich nicht gar zu viel daraus mache. Berlin war allerdings groß, und viele hübsche Weiber liefen in ihm herum, die in schön sitzenden Kleidern den Eindruck von Idealfiguren machten; aber sobald man sie dann bei Nüchternheit betrachtete, so wie man sie haben wollte, sah man manchmal die Bescherung; wenigstens an denen, die bereit gewesen wären, sich dazu herzugeben.

Was einigermaßen prächtig zur Welt gekommen war und sich in Ebenmaß hätte entwickeln können, wurde durch die Kulturschraube mit der Zeit jämmerlich verunstaltet, namentlich durch die Zwangsarbeit des Korsetts; und wo man sonst Vollendung witterte, blühte man gehörig ab. Er mit seiner edlen Dreistigkeit konnte ein Viehdien davon singen und mußte obendrein den Spott noch einstecken; denn behauptete er fest, es gebe keine Naturschönheit mehr, so lachte man ihn einfach aus und ließ, um ihn zu ärgern, durchleuchten, daß man sich „diesmal“ wenigstens gewaltig irre, was ihn aber keinen Schritt weiter brachte. Er hatte sich schon die Beine abgelaufen, um etwas Besonderes für seine „Eva in Scham erglüht“ zu finden, etwas ganz Außergewöhnliches, was seiner Auffassung entspräche und wozu er sich nicht erst alles zusammenzuzuchen brauchte. Und nun war eine ins Haus geflogen und Kempten nahm sie ihm fort, dieser verschrobene Knurrhahn, dem er einen derartigen Trick niemals zugetraut haben würde.

Es konnte nicht anders sein: er war in sie verschossen und vielleicht auf dem besten Wege, die größte Dummheit daraus entstehen zu lassen. Wunderbar waren die Mästel der Menschenjesele und noch wunderbarer die Lösungen, die sich manchmal daraus ergaben

Lorenzen wollte direkt an seine Arbeit gehen, als er aber vor der Ateliertür stand, fand er sie verschlossen; denn ganz hatte er vergessen, daß Sörgel nicht mehr bei ihnen war. Und so machte er wieder kehrt, um ein Weilchen durch die Straßen zu gehen, bis Kempten käme, der gewöhnlich niemals lange auf sich warten ließ.

Es war im Juli. Gegen Morgen hatte ein gewaltiger Gewitterregen ganz Berlin überschwemmt, und so sah man noch die Spuren auf Straßen und Plätzen. Die Luft war abgeklärt und rein, und ihre Feuchtigkeit dämpfte die Kraft der Sonne, die noch nicht die gewohnte Glut des Tages schaffen konnte. All die tausend Menschen, die dazu verdammt waren, in einformiger Tätigkeit den Atem des Steinungeheuers zu schlucken, begrüßten das Labial des Himmels mit Dank und dehnten befreit die Lungen; ihr Schritt war gemessener, gleichsam gestärkter, und die Augen strahlten hoffnungsfreudiger, während die Brust nun weniger von Neid erfüllt war gegen die Glücklichen. Für einen Nichtstuner bummelte es sich angenehm dahin, und so empfand auch Lorenzen diese ersten Morgenstunden in Berlin wie eine Art wohliger Nachkur, der er im Schlendrian ein wenig folgen müsse, bevor er sich wieder an die saure Kunst mache. Herrliche Wochen mit wundervollen Ausflügen, die bis zur Zugspitze führten, lagen hinter ihm. Er hatte alles Schöne mitgenommen und war auf der Rückkehr noch gehörig durch München gebummelt, das er früher nur flüchtig kennen gelernt hatte. Und erwog er alles ganz genau, so konnte er mit sich zufrieden sein. Heißes hatten alles getan, um ihm die Tage so angenehm als möglich zu machen; und was Marianne betraf, so hatte sie sich zwar in Gegenwart der Eltern die nötige Zurückhaltung auferlegt, sich dann aber um so zwangloser gegeben, sobald sich einmal beide auf einsamen Pfaden in die Berge schlugen.

Ja, die Welt war doch schön und wert, darauf vergnügt zu sein! Die kleinen Berliner Mädchen lachten ihn an, und er nickte ihnen fest zu, sobald es ihm angepaßt erschien, allerdings noch viel zu träge, um in dieser Stunde mit ihnen anzubandeln. Selbst der kritische Blick, mit dem er sonst den Spuren seiner Kunst zu folgen pflegte, fehlte ihm heute.

In Gedanken war er der Potsdamer Straße zugegangen, und als er sie behaglich entlang schritt, sah er plötzlich Klara Munk auf sich zukommen, flink und frisch, wie immer in Kleidung und Chic ein Mittelding zwischen Mädel und Dame. Er sah den hellen Strohhut, das rosige Gesicht, die weiße Modedolche, den gestreiften Rock, unter dem die braunen Schuhe verlockend glänzten, — sah dieses ganze liebe Haustierchen, wie es, den zierlichen Schirm im Arm, stolz dahergeschlattert kam, als wollte es mit kühn erhobenem Mäuschen sagen: „Seht doch auf mich. Wenn Ihr wüßtet, wer ich bin! Das schönste Mädchen von ganz Berlin; ein großer Künstler hat es mir gesagt.“

Und plötzlich war aus Lorenzens Brust aller Haß gegen sie verschwunden, und nur Freude belebte seine Züge. Die Enge des Ateliers mit ihrer schwülen Luft, die auch die Menschen in ihren Bann zog, war gleichsam für ihn entwichen, hatte der freien Welt Platz gemacht, wo man in vollen Zügen atmen durfte.

Sie wollte mit freundlichem Gruße an ihm vorüber, er aber zog wie ein Gentleman den Hut und hielt sie in seiner gerissenen Weise fest: „So eilig, Aphrodite, auf deutsch Schaumgeborene?“

„Weiß ich, weiß ich,“ winkte sie altklug ab. „Sie halten mich doch für gar zu dumm. Adieu, ich muß ins Atelier. Hatte nur noch etwas für Mutter zu besorgen. Ihnen schmeckt wohl die Arbeit noch nicht?“

Ein Einfall kam ihm. „Wissen Sie nicht 'ne hübsche Wohnung für mich?“ fragte er. „Wir haben uns wieder mal gründlich verknurr. Schretwegen natürlich! Na, und da bin ich auf der Suche. Mit Kempten, wissen Sie, ist gar kein Auskommen mehr.“

Was er bezweckt hatte, geschah. Verblüfft trat sie mit ihm zur Seite und zeigte, blaß geworden, gesprächig ihre Neugierde. Sie sah weiter als Lorenzen. Gingen die beiden auseinander, dann wurde alles anders; Kempten mußte den Lebenskampf erst recht führen, die ganze Atelierherrlichkeit

nahm vielleicht ein Ende. Schon jetzt bebte sie manchmal um das Modellgeld, nicht aus Eigennutz, sondern Kemptens wegen, der sich ehrlich schinden mußte, um dem andern nicht zu sehr in der Tasche zu liegen.

„O weh, o weh, das ist aber böse,“ rief sie unwillkürlich hervor. „Seien Sie doch auch mal friedlich. Wenn Sie sich nicht wieder vertragen, reiße ich aus und laß Sie beide sitzen. Sie haben mich ja schon rausgeschmissen.“

„Das lag doch nur an Ihnen,“ warf er ein.

Sie machte ein dummes Gesicht. „An mir?“ Dann lachte sie munter. „Ach so, ich verstehe schon. Ja, sie hätten eben früher kommen sollen.“

Sie zog ihn auf, er merkte es; und so erfaßte ihn wieder leichter Jörn. „Ach Sie —!“

„Gemütlich, Herr Lorenzen, immer gemütlich!“ sagte sie ernst. „Sonst gehe ich sofort weiter.“ Aber sie tat es nicht, denn etwas anderes ging ihr durch den Sinn. „Uebrigens wissen Sie, wo wir hier stehen?“ schnurrte sie munter. „An derselben Stelle, wo ich Sie damals kennen lernte. Sehen Sie, dort ist noch derselbe Laden, wo ich das Licht holte. Ich bin hübsch groß geworden inzwischen. Und Sie wollen jedenfalls von der Kumpelfahrt nichts mehr wissen. Was doch alles im großen Berlin passieren kann!“ Sie lachte abermals lustig, im Innern von Veruhigung erfüllt, daß sein Benehmen gegen sie diese Wendung genommen hatte.

„Ja, wahrhaftig, ganz derselbe Fleck,“ rief er mit einer gewissen Bewegung aus; und er sah den Abend wieder vor sich, an dem er und Kempten, wie die Tiere vor dem kümmerlichen Gefährt gespannt, die schmutzige Straße des Lebens zogen, um zur reinen Höhe des Ruhmes zu gelangen. Und wie diese Kleine, die Mitwisserin ihrer Erniedrigung, die sie bis heute getreu begleitet hatte, ihm damals das Licht brachte, so brachte sie ihm jetzt die Erleuchtung, einzulernen in andere Bahnen zu ihr.

Dieser Zufall dünkte ihm wie eine Bestimmung, die Minuten gehörig auszunutzen, und so sprach er freundlich auf sie ein. Nicht weit von ihnen, in der nächsten Querstraße, war eine kleine Konditorei, wohin er sie gern haben wollte, um vernünftig mit ihr zu reden. Zwar sträubte sie sich erst, weil sich Kempten an ihr pünktliches Erscheinen gewöhnt hatte; als Lorenzen aber bat und darauf hinwies, daß er sich bereits einmal verschwiegen gezeigt habe und die Sache nur ausgeglichen sein würde, wenn sie darüber nicht spräche, was ihm nach dem heutigen Vorgang mit Kempten angenehm wäre, ging sie nicht mehr lange mit sich zu Räte. Wie wenig zählte eine kleine Kollige, wenn es ihr gelänge, den alten, hübschen Zustand im Atelier wieder herzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## 4] In der Tiefe.

Von G. G. Wells.

(Schluß.)

Dann sah er — über den welligen Meeresboden hinweg — fern und undeutlich etwas Neues — einen weiten Horizont schwachen Lichts, der sich nach rechts und nach links, soweit überhaupt sein kleines Sudloch reichte, erstreckte. Und darauf schleppten sie ihn zu, so wie man einen Ballon aus dem freien Gelände nach einer Stadt zu schleppt. Sehr langsam kam er näher; und sehr langsam entwickelte sich der undeutliche Schimmer zu bestimmteren Formen.

Es war fast fünf Uhr, als er sich über dem Bereich des Leuchtens befand, und er vermochte jetzt etwas zu erkennen, das aussah wie Straßen und Häuser, die sich um eine Art riesigen, dachlosen Gebäudes gruppierten, das in grotesker Weise an eine Klosterkirche mahnte. Wie eine Landkarte lag alles unter ihm. Die Häuser bestanden alle aus dachlosen Wänden, und da sie — wie er nachher bemerkte, aus phosphoreszierenden Knochen hergestellt waren, sah das Ganze aus, als wäre es aus extrunkenem Mondschein aufgebaut. . . .

Zwischen den Innenräumen des seltsamen Ortes streckten wehende Krinoidenbäume ihre Fangarme aus, und hohe, schlanke, gläserne Glaschwämme hoben sich gleich schimmernden Minarets und Lilien düstigen Lichts aus dem allgemeinen Leuchten der Stadt. An den offenen Stellen und Plätzen bemerkte er eine wimmelnde Regsamkeit wie von Mengen von Menschen; aber er befand sich zu viele Fäden hoch über ihnen, als daß er die Individuen in diesen Mengen hätte unterscheiden können. Dann zogen sie ihn langsam abwärts, und er erfaßte die Einzelheiten des wunderbaren Ortes nach und nach deutlicher. Er sah, daß die

Linien der wolkenhaften Gebäude durch perlige Reihen von runden Gegenständen umrissen waren; und er bemerkte auch an verschiedenen Stellen unter ihm, auf großen, offenen Plätzen, Formen, die aussahen, wie intruirierte Schiffsrümpfe.

Langsam und unentwegt ward er nach unten gezogen, und die Formen unter ihm wurden heller, klarer, deutlicher. Er merkte jetzt, daß man ihn nach dem großen Gebäude im Mittelpunkt der Stadt zu zerrte, und ab und zu sah er sogar einen Augenblick die durcheinanderwimmelnden Gestalten, die an seinem Tau schlepten. Er bemerkte mit Staunen, daß das Tafelwerk ei. es der Schiffe, die einen so auffallenden Bestandteil dieser Stadt bildeten, dicht besetzt war von einer Masse gestikulierender Gestalten, die alle nach ihm hinschauten. Dann stiegen schweigend die Mauern des großen Gebäudes um ihn empor und entzogen die Stadt seinen Augen.

Und was für Mauern das waren! Aus wasserdurchtränktem Holz und verbogenem Drahtseil und eisernen Sparten, aus Kupfer und aus den Gebeinen und Schädeln liefen in Bizarrlinien und Spiralen und phantastischen Kurven über das Gebäude hin; und zu den Augenhöhlen ein und aus und über den ganzen Ort hin spielten und schnellten Massen von silbernen kleinen Fischen.

Plötzlich erfüllte ein schwaches Geschrei seine Ohren, und ein Geräusch gleich lautem Hörnerblasen; darauf folgte ein Art phantastischen Chorgefangs. Immer tiefer sank die Kugel, vorüber an den riesigen, spitzbogigen Fenstern, durch die er undeutlich Mengen der seltsamen, geisterhaften Geschöpfe sah, die ihn anstarrten, und schließlich lag sie still auf einer Art Altar — so schien es ihm —, der in der Mitte des Gebäudes errichtet war.

Von hier aus vermochte er jene fremdartigen Bewohner der Tiefe noch einmal deutlich zu sehen. Zu seinem Erstaunen bemerkte er, daß sie sich vor ihm niederwarfen — alle, bis auf einen, der in eine Art von Eidechschuppen gekleidet und mit einem leuchtenden Diadem bekrönt war und unter fortwährendem Oeffnen und Schließen seines Reptilienmauls aufrecht da stand, als führe er den Chor der Betenden an. . . .

Ein seltsamer Impuls veranlaßte Elstead, seine kleine Glühlampe wieder anzudrehen, so daß er sichtbar ward für jene Geschöpfe der Tiefe, obsonen sie für ihn dadurch in Nacht verschwanden. Als sie ihn so plötzlich erblickten, wandelte sich der fromme Gesang in ein Geschrei der lärmendsten Aufregung; und Elstead, um sie beobachten zu können, drehte sein Licht wieder aus und entschwand ihren Blicken. Eine Weile war er jedoch zu sehr geblendet, um irgend etwas unterscheiden zu können, und als er sie schließlich wieder sah, knieten sie schon wieder. Und so fuhrten sie fort, ihn anzubeten — ohne Rast — ohne Pause — drei volle Stunden lang.

In allen Einzelheiten berichtet Elstead von der erstaunlichen Stadt und ihrer Bevölkerung, diesen Geschöpfen ewiger Nacht, die weder Sonne, Mond noch Sterne, weder grünes Wachstum noch lebendige, luftatmende Wesen je gesehen haben, die nichts wissen von Feuer oder Licht, die nur das phosphoreszierende Licht lebendiger Dinge kennen. . . .

So seltsam diese Geschichte auch klingt — noch seltsamer ist es, daß Männer der Wissenschaft — von der hervorragenden Bedeutung eines Adams, eines Jenkins, — keineswegs etwas Unglaubliches in ihr finden. Sie versichern, daß sie keinerlei Grund einsehen könnten, weshalb intelligente, wasseratmende Wirbelgeschöpfe, die an niedrigere Temperatur und ungeheuren Druck gewöhnt und von so schwerem Bau sind, daß sie weder tot noch lebendig zu schwimmen vermögen, nicht auf dem Grund der Tiefsee leben sollten — ohne daß wir es ahnen — gleich uns Nachkömmlinge der großen Thero-morpha des New Red Sandstones.

Sie allerdings wüßten von uns — als von einer Art seltsamer, meteorischer Geschöpfe, die ab und zu plötzlich tot aus dem geheimnisvollen Schwarz ihres Wasserhimmels niederstürzen. Und nicht nur wir selber, sondern auch unsere Schiffe, unsere Metalle, alles, was zu unserem Leben gehört, kommen aus der Nacht herabgerregnet. Manchmal kommt irgendein sinkender Gegenstand und wirft sie nieder, zermalmt sie wie das Strafgericht einer unsichtbaren Macht; und wieder kommen Dinge von außerlesener Schönheit, von hohem Nutzen, oder Formen, die zu neuem Fortschritt anspornen. Am leichtesten kann man sich ihr Betragen beim Erscheinen eines lebenden Menschen vergegenwärtigen, wenn man sich vorstellt, was ein Volk von Barbaren etwa anstellen möchte, wenn plötzlich ein glanzumflößenes, leuchtendes Wesen aus der Luft zu ihnen herabkäme. . . .

Elstead hat vermutlich den Offizieren des „Starmigan“ nach und nach jede Einzelheit seines zwölftündigen Abenteuers in der Tiefe erzählt. Er wollte — das weiß ich — alles auch niederschreiben; aber er kam nicht dazu, und so müssen wir eben die einzelnen Bruchstücke seines Berichts nach den Erinnerungen Simmons, des Kommandanten, Wehbridges, Steevens, Lindleys und der anderen zusammensetzen.

So sieht man das Ganze vor sich — dunkel — fragmentarisch — den riesigen, geisterhaften Tempel — die knienden, psalmen-singenden Geschöpfe, mit ihren dunklen, chameleonhaften Köpfen und schwach leuchtenden Gewändern, und Elstead, der sein Licht wieder angezündet hat und ihnen vergeblich Narzumachen versucht, daß sie das Tau, an dem sie seine Kugel hielten, loslassen müssen. . . Minute auf Minute vergeht, und Elstead bemerkt, als er auf die Uhr sieht, voll Entsetzen, daß er nur noch auf vier Stunden Sauer-

stoff hat. . . . Und das Psalmen-singen ihm zu Ehren geht weiter, immer weiter, als wär' es ein Trauermarsch auf seinen nahen Tod. . . .

Wie er eigentlich loskam, begreift er selber nicht; augenscheinlich muß das Tau, das von der Kugel herunterhing, sich an einer Kante des Altars durchgerieben haben. Auf einmal rollte die Kugel, und er entschwebte, wie ein in Leere gefülltes Gefäß des Aethers durch unsere Atmosphäre wieder in den Aether, aus dem es geboren war, zurückschweben würde. Wie eine Kohlenstaubblase aus unserer Luft aufsteigt, muß er ihnen entschwinden sein. Eine merkwürdige Himmelfahrt muß es gewesen sein — für sie!

Die Kugel schoß mit noch größerer Geschwindigkeit aufwärts als sie, von den Meigewichten gezogen, abwärts gesunken war. Sie wurde glühend heiß. Die Fenster lagen nach oben, und Elstead entsinnt sich noch, wie ein Strom von Blasen am Glas vorübergeschöß. Jeden Augenblick erwartete er, daß es zerspringen würde. Dann war es auf einmal, als ob in seinem Kopfe ein riesiges Rad anginge sich zu drehen — der gepolsterte Raum wirbelte um ihn herum und er verlor das Bewußtsein. Das nächste, an das er sich wieder erinnerte, war seine Kajüte und die Stimme des Arztes.

Das ist der wesentlichste Inhalt der merkwürdigen Geschichte, die Elstead bruchstückweise den Offizieren des „Starmigan“ erzählte. Er versprach, sie später niederschreiben. Für den Augenblick beschäftigten sich seine Gedanken hauptsächlich mit der Verbesserung seines Apparates, die in Rio ausgeführt wurde.

Es bleibt nur noch zu berichten, daß er am 2. Februar 1896 sich — mit den Verbesserungen, auf die sein erster Versuch ihn hingewiesen hatte — zum zweitenmal in die Tiefe des Ozeans wagte. Wie es ablief, werden wir aller Wahrscheinlichkeit nach nie erfahren. Denn er kehrte nicht wieder zurück. Der „Starmigan“ kreuzte dreizehn Tage lang um die Stelle, an der man ihn hinabgelassen hatte — vergeblich! Dann kehrte er nach Rio zurück, und die Freunde Elsteads wurden telegraphisch benachrichtigt. Einstweilen ruht die Angelegenheit. Aber es ist kaum anzunehmen, daß kein weiterer Versuch mehr gemacht werden wird, diese seltsame Geschichte von jenen bisher unbekanntten Städten der Meerestiefe auf ihre Glaubwürdigkeit hin zu prüfen.

## Der Kampf um die Erhaltung von Naturdenkmälern.

Seit den Tagen, da im Kampfe der Organismen um die Beherrschung der Erdoberfläche der Sieg des Menschen entschieden war, durch die Vervollkommnung einer Waffe, die sich nicht nach außen, sondern nach innen entwickelte — des Gehirns —, seit diesen Tagen war es auch bereits entschieden, daß die übrige irdische Lebewelt auf Gnade und Ungnade ausgeliefert wurde. Und schon zu halb und ganz vorgezeichneten Zeiten machte der Herr der Erde sein Recht geltend, wie es scheint, immer „auf Ungnade“. Mag auch so manches der ausgestorbenen Tiere, die noch mit den Menschen bei uns lebten, geologischen Veränderungen und anderen Ursachen erlegen sein, so kann das Aussterben des Mammuts, des Höhlenbären und anderer Geschöpfe der diluvialen Zeit doch ruhig dem vorgezeichneten Menschen in die Schuhe geschoben werden, bei dem der Hunger keine Gedanken an den „Schutz von Naturdenkmälern“ aufkommen ließ. Verbürgt ist unter anderem die Ausrottung der Moas, neuseeländischer Riesenwölge, durch die Maoris; und es wird sogar behauptet, daß diese Wilden erst nach dem Verfliegen jener Fleischquelle aus Rot-Menschen-fresser geworden seien.

Aber die Erde ist groß und die Bevölkerung nur dünn, so daß wir Jahrtausende überdauern müssen, ehe der Mensch die Erdoberfläche und ihre Organismen in einer das Landschaftsbild wesentlich beeinträchtigenden Weise umgestaltet hat. Wolf, Lär, Bär und ähnliche Gestalten wurden zwar frühzeitig aus deutschen Länden ausgemerzt, und das krasse Nützlichkeitsprinzip, das nur das Gedeihen lassen wollte, was dem Menschen von seinem Leib- und Magenstandpunkt aus gesehen als nützlich und nützlich erschien, griff immer weiter um sich, aber erst seit einigen Dezennien wurde die Gefahr als solche wirklich bemerkbar und erkannt.

Der Zeitpunkt läßt sich natürlich nicht genauer bestimmen. Die Sache hat sich, wie alles andere, entwickelt, und im vorliegenden Falle ist sie aus der Vervollkommnung des kapitalistischen Wirtschaftsbetriebes mit Notwendigkeit entsprungen. Die Natur wurde ein Ausbeutungsobjekt. Und zwar in so augenfälliger Weise, daß auch die Befürworter der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung sich diesem Eindruck nicht entziehen konnten. Das Zeitalter des Dampfes und der modernen Schusswaffen lieferte im Wüten des Menschen gegen die Natur Waffen, gegen die selbst die furchtbaren Messerzähne des vorweltlichen Raquetrodans schließlich doch nur als kindliches Naturspiel erscheinen. Mit dem Wachsen der Bevölkerung stieg der Bedarf an Kulturland. Die Wälder fielen unter der Axt und öffneten sich dem Pfluge. Das „papierne Zeitalter“ kam und der ungeheure Bedarf an Holzpapier lichtete die Wälder noch stärker. An Aufforstungen aber dachte man

weniger, und wo es geschah, flegte das Nützlichkeitsprinzip in Gestalt der Kiefer. Sie wächst rasch und gerade, nimmt mit dem länglichsten Boden vorlieb und rentiert sich daher am besten. So mußten Eiche und Buche, Linde und Esche den „Baumädern“ der Kiefer weichen, einem an sich schönen Baume, der aber im erzwungen engen Schluß der forstlichen Betriebe durch seine Monotonie die Landschaft gründlich beeinträchtigt. Dann kamen die großen Steinbrüche, die Lahmlegung alter Flußläufe durch Kanalbauten und Regulierungen, die Trockenlegung zahlloser Teiche und die Kultivierung von Moor- und Heidestrecken, der z. B. die Lüneburger Heide schon zum großen Teile zum Dyer gefallen ist und weiter fallen wird.

Die Zunahme dieser Verwüstungen, die früher in Menschenaltern kaum sichtbar wurden, während sie sich jetzt nahezu täglich aufdrängen, mußte mit Notwendigkeit Gegendruck erzeugen. Er nahm die Form einer Bewegung zur „Erhaltung von Naturdenkmälern“ an. Daß diese Bewegung bürgerlichen Kreisen entsprang und noch heute ihre Hauptstütze in ihnen hat, ist selbstverständlich. Von der Leib- und Magenfrage weit weniger bedrückt als die Arbeiterklasse und nicht wie diese in Fabriken und Werkstätten festgebaut, mußte den bürgerlichen Naturfreunden, Aestheten und Forschern, aber auch den Waldmännern und Sportjägern, schließlich doch vor den Wildern bange werden, die sie überall zu Gesichte bekamen.

In Preußen tauchte schon im Jahre 1843 eine gesetzliche Bestimmung zum Schutze von Naturdenkmälern auf. Die erste selbstständige Druckchrift über unser Thema, die ich kenne, liegt mir vor in Gestalt einer Broschüre „Der Schutz der landwirtschaftlichen Natur und der geschichtlichen Denkmäler Deutschlands“, die einen Vortrag des Musikprofessors Ernst Rudorff vom Jahre 1892 wiedergibt und im gleichen Jahre im Verlag des Allgemeinen Deutschen Vereins“ erschien. Damals wollte eine Firma an der Kofstrappe im herrlichen Bodetale einen Personenanzug anbringen, angeblich um die Kofstrappe leichter zugänglich zu machen, in Wirklichkeit, um die Natur Schönheit zu „kapitalisieren“. Rudorff nahm sich mit großer Wärme des bedrohten Tales an und stellte schließlich auch einen Antrag auf Bildung eines Ausschusses zum Schutze der landschaftlichen und geschichtlichen Denkmäler der Natur im weitesten Sinne. Infolge einer Anregung, die der Abgeordnete Wetekamp im preussischen Abgeordnetenhaus im Jahre 1898 aussprach, traten die Ministerien in Aktion. Es kam bald Leben in die Sache. Die größte Förderung hat die Bewegung dem Direktor des Westpreussischen Provinzialmuseums in Danzig, Prof. Dr. Conwentz, zu verdanken, der sich ihr unermüßlich widmet. Alle Provinzen wurden nach Naturdenkmälern durchsucht, zum Beispiel nach merkwürdigen und alten Bäumen, Beständen aussterbender Arten, wie der Elbe, nach großen erratischen Blöcken usw. Es entstand die Bewegung zur Schaffung von „Reservaten“, wobei als das uns zunächst Liegende der Plagesee mit dem Plagesenn bei Chorin erwähnt sei. Hier wird ein eigenartiges Stück Natur aus Wasser, Wald und Moor der Zukunft erhalten. Andere Reservate sind in der Lüneburger Heide, in Bayern usw. teils bereits festgelegt, teils in naher Zukunft gesichert, und es muß anerkannt werden, daß die Regierungen in diesem Punkte vielfach ein Verständnis und ein Engenkommen zeigen, das man in anderen Dingen um so schmerzlicher vermißt. So ist die beabsichtigte Verunstaltung des Bodetals durch ein Staubecken verhütet worden, die Durchführung einer Eisenbahn neben der Schwarzga im berühmten Schwarzgatal wurde verweigert, die fiskalischen Steinbrüche an der Elbe in Sachsen müssen nach Ablauf der Pachtverträge eingehen und neue dürfen nicht angelegt werden usw. Allgemein bekannt ist, daß die Amerikaner uns in der Schaffung von Naturparks im großartigen Maßstabe weit vorangegangen sind. Allein der Yellowstone Park ist so groß wie das Königreich Sachsen und er ist ein wahres Wunderland. Aber es scheint, daß die Amerikaner durch die Schaffung dieser Reservate ihr Gewissen gegenüber dem Reste ihres Landes beruhigt glauben. Denn die dort betriebene Waldverwüstung ist nicht minder gigantisch und gegenwärtig ist der Kapitalismus im Begriff, auch das Naturwunder des Niagarafalles zur Stillung seines Durstes zu verschlucken.

Die Bewegung zum Schutze der Naturdenkmäler ist im raschen Steigen begriffen und dem entspricht das Anwachsen der Literatur, aus der wir einiges Neuere herausgreifen. In dem Bändchen „Die Naturdenkmälerpflege“ von W. Bod (Verlag Strecker u. Schröder in Stuttgart. Preis 1 M., geb. 1.40 M.) schildert der Verfasser die Bewegung in ihrem geschichtlichen Verlauf und in ihren Resultaten in ansprechender Schilderung und unterstützt durch gute und zum Teil reizvolle Abbildungen. Bod redet einer gesetzlichen Regelung der Frage das Wort. Wie leicht sich aber die Begriffe verwirren, beweist seine Ansicht, daß das Naturdenkmal der Porta westfalica durch das Kaiserdenkmal auf einem Verggipfel dieser Landschaft auch vaterländisches Interesse gewonnen habe. Das mag ja nun vom monarchistischen Standpunkt aus ganz richtig sein, von einem Anhänger der Erhaltung von Naturdenkmälern aber hätte man die Erklärung erwarten sollen, daß sie durch menschliche Zutate jeder Art nur beeinträchtigt werden können. Oder gehört die schodweise Besetzung von erhöhten Punkten mit „Bismardwarten“ vielleicht auch zur Erhaltung von Naturdenkmälern? Immerhin, das Bändchen ist sonst durchaus empfehlenswert. Das gilt auch für Francis „Denkmäler der Natur“ (Verlag von Theodor Thomas, Leipzig. Preis 1 M.) Der Verfasser, dem große

Verdienste um die Popularisierung der Botanik auch von denen nicht bestritten werden, die sonst nicht auf seinem wissenschaftlichen Standpunkt stehen, greift Einzelnes heraus, um es mit Liebe zu behandeln. Er zeigt uns die Blütenwunder der Orchideen, die durch den kapitalistischen Betrieb der Zugszüchtereien im Verein mit einer zum Kraffen Sport herabgekommenen Blumenliebhaberei der Ausrottung preisgegeben sind, und er beweist uns auch sein soziales Verständnis, wenn er schreibt: „Mit ehrfürchtigem Staunen und großem Interesse vernimmt die „gute Gesellschaft“ Nachrichten wie etwa die, daß Sir K. bei der Londoner Orchideenausstellung an Hugh Low u. Co. für ein Exemplar einer „neuen“ Art von *Odontoglossum crispum* mit drei Blüten 28 000 M. bezahlte oder auch an 40 000 M., wie es neuestens geschah. Und Orchideen, von denen eine Blüte Hunderte und Tausende kostet, streuen amerikanische Multimillionäre ihren Gästen auf den Tisch. Solches begab sich im Jahre, da in der Londoner Totenstatistik steht: „Bei 261 Personen ist als Todesursache Entkräftung durch chronischen Nahrungsmangel anzunehmen...“ Francé zeigt uns weiter, wie die Naturschutzbewegung hier und da wieder in Gefahr ist, zu einer „modernen Industrie“ zu werden. Die Naturschönheiten werden eingegittert und gegen Entgelt gezeigt, und auch die liebe Konkurrenz ist da, die 100 Schritte weiter eine Tafel anschlägt: „Bei 50 Pf. Aufzahlung ein noch besserer Anblick!“ Der Industrialismus läßt sich eben keine Gelegenheit zum Einmischen entgehen, und er bemüht sich vielfach mit Erfolg, dem wandernden Naturfreund die Stimmung zu verfeinern. Francé schildert noch in seiner lebendigen Art den Markt, die Donauauen und die Benediktenwand der bayerischen Alpen. Sein Bändchen wird daher in erster Linie süddeutsche Leser interessieren. — Schließlich sei noch auf die Schrift „Naturschutzpark in Deutschland und Oesterreich“ hingewiesen. Sie ist vom Verein Naturschutzpark, eingetragener Verein in Stuttgart (französische Verlagshandlung, Stuttgart, Nr. 1 M. Der Ertrag ist zum Besten des genannten Vereins bestimmt) als „ein Naturwort an das deutsche und österreichische Volk“ herausgegeben. Dem Vereine gehören angelegene Forscher und Künstler an. Er hat in dem sehr gut ausgestatteten und lehrreich illustrierten Heft eine Anzahl Naturauschnitte schildern lassen und schließt mit einem Aufruf zur Gründung von Naturschutzparks.

Wie stellt sich nun die Arbeiterschaft zu dieser Frage? Mit der Wichtigkeit ökonomisch-politischer Aufgaben kann sich die Frage der Erhaltung von Naturdenkmälern vielleicht nicht messen. Wer aber Hoffnungen auf eine bessere Gestaltung der Zukunft hat, dem kann es nicht gleichgültig sein, ob und was in dieser Zukunft von der ursprünglichen Natur des Landes für ein aufstrebendes Volk noch erhalten sein wird. Wir können nicht mehr „zurück zur Natur“ im vollen Sinne des Wortes, aber wir werden die Volksgesundheit im Innersten schädigen, wenn wir ruhig zusehen, wie die spärlichen Verbindungen mit der freien Natur noch weiter eingeengt und vernichtet werden. Hier hat Wilhelm Bölsche wohl den richtigen Standpunkt erfaßt: „Die meisten Fragen und Forderungen unserer Kultur sind eigentlich Zukunftsprobleme. Wir tun unser Teil, die Entel müssen's vollenden. Naturschutz bildet eine gewaltige Ausnahme. Wo wir hier nicht im Reichen der Stunde resolut eingreifen, da bleibt unsern Enteln nichts übrig als die Klage um ein unwiederbringlich Verlorenes.“

Die Frage des Schutzes der bedrohten Reste einer ursprünglichen Natur, die keinen Aufschub ihrer Behandlung duldet, gehört daher zu jenen Angelegenheiten, deren Förderung im Interesse der Allgemeinheit der werktätigen Arbeiterschaft dringend ans Herz zu legen ist. Sie hat aus ihrer Mitte schon Vieles entstehen lassen, sie wird auch hier Mittel und Wege finden, um das ihrige zu tun.

## Kleines feuilleton.

Die Fehen. Wir lächeln über die chinesische Frauenmode, die den Frauenfuß durch Einschränkung der Fehen verkrüppelt. Der europäische Kulturmenschen leidet aber, ohne es zu ahnen, auch an einer gewissen Fehenverkrüppelung, die ihn unfähig macht, den Fuß so zu gebrauchen, wie die Natur es wollte. Wie wichtig die Fehen für ein festes Stehen sind, weiß jeder, welcher in seiner Jugend den Ringkampf auf dem Turnplatz geübt hat. Streift er den Schuh vom Fuße oder hat er eine leichte nachgiebige Sandale, welche den Fehen erlaubt, den Boden zu packen, so steht er viel sicherer, als wenn er auf fester, unnachgiebiger Sohle ruht. Der Essenslehrer, der über das Dach zu gehen hat, geht wohlweislich barfuß; der Kunststreiter, der auf dem nackten Rücken des Pferdes steht, trägt eine so dünne Sohle, daß die Tätigkeit der Fehen in nichts beeinträchtigt wird. Wenn wir unter den antiken Bildwerken die Statuen betrachten, die in lebhafter Aktion dargestellt sind, wie den Chronischen Diskuswerfer, die fliehenden Nubiden usw., immer sehen wir, wie der Boden von den Fehen gleichsam ergriffen wird. Wer unverkrüppelte und wirklich brauchbare Fehen besitzt, ist fähig, Märsche zurückzulegen, die andere nicht ausführen können. Die enorme Marschfähigkeit der spanischen Soldaten wird, zum Teil wenigstens, dadurch hervorgerufen, daß in der leichten

Strohsandale, die der Landmann trägt, die Entwicklung und der Gebrauch der Fehen in normaler Weise stattfindet. Wie oft aber lächeln Zuschauer, wenn sie auf dem Kasernenhofe die Nekruten die ihrer Meinung nach unnütze Spielerei des Balancierschrittes durchmachen sehen. Wenn es nichts Törichteres auf dem Kasernenhofe gäbe, wäre es gut. Neben der Ausbildung anderer Muskeln dient diese Übung wesentlich dazu, den Fuß und besonders die Fehen ordentlich brauchen zu lernen.

Durch besondere Übungen kann die große Zehe eine Kraft und eine Bewegung nach Richtungen erlangen, die sie bei den gewöhnlichen Menschen nicht besitzt. Die Ballerina entwickelt durch Übung allmählich eine Kraft in dem Beuger der großen Zehe, daß sie in stände ist, sich auf diese Zehe selbst und nicht nur auf die Mittelfußköpfe zu erheben. Noch sonderbarer ist die Bewegung der großen Zehe, die sich bei einigen Berufsarten durch allmähliche Übung entwickelt, daß nämlich die betreffenden Individuen in stände sind, mit der Zehe ähnlich wie mit dem Daumen einen Gegenstand zu umfassen und ihn so zwischen der großen und zweiten Zehe festzuhalten. Es gelingt dies dadurch, daß der in der Sohle verlaufende Muskel dem Fuße eine solche Krümmung in der queren Richtung gibt, daß die große Zehe in die sogenannte Oppositionsstellung gegenüber den anderen Fehen gelangt, ähnlich wie der Daumen den anderen Fingern gegenüber. So klettert der japanische Gaukler an dem Seile herauf, indem er es mit den Händen und Füßen erfaßt, mit den letzteren so, daß er es zwischen den beiden ersten Fehen erfaßt. So sehen wir, wenn wir durch eine Stadt des Orients gehen und den vor seiner Bude in der Ausübung seines Handwerks begriffenen Drechsler beobachten, wie dieser den Meißel zwischen den ersten beiden Fehen festklemmt. Bei den Anfängern findet der außerdem durch die Hand gefaßte Meißel an diesem Punkte nur eine stützende Unterlage, die Geübteren halten aber einen Gegenstand so fest mit den Fehen, daß eine große Gewalt dazu gehört, ihnen denselben zu entreißen. Auf demselben Mechanismus beruht die Fähigkeit der Maler, die das Unglück haben, ohne Hände geboren zu sein, den Pinsel zu führen.

So weit brauchen wir es nicht zu bringen; aber der Fähigkeit der kleinen Kinder, ihre Fehen ähnlich zu bewegen, wie die Finger, sollten wir nicht durch unsinnige Fußbekleidung verlustig gehen.

## Literarisches.

Klara Müller-Jahnke: Gedichte (Verlag: Buchhandlung Vorwärts, Berlin 1910; 292 Seiten, brochiert 3.50, gebunden 4.50 M.) Noch immer seh' ich sie vor mir, die kleine Frau, die mich zu besuchen gekommen war im Norden Berlins, inmitten der Hochburg des Proletariats. Nichts Prädetioses an ihr; sondern wie ein Weib des Volkes erstrahlte sie. Wer weiß ein funkelnder Feuergeist? Da war alles rhythmischer Stahlklang, revolutionäre Welemerschast, sozialistischer Zukunftsglaube!

Ja — dies war die Dichterin, die von sich sagen durfte:

Am Meeresstrand bist Du geboren,  
unraucht von seinem frischen Wind,  
verblühtest Du, der Welt verloren,  
Der Freiheit unentwegtes Kind!

Das war sie, die in ihren „roten Kreisen“ das Mysterium des zum freien Kampf bewährten Menschentum erwachten proletarischen Weibgeschlechts verkündet!

Und das war die Dichterin der „Sturmlieder vom Meer“ und klangreicher sozialistischer Gesänge, die mir da auch von ihrer Lebensbeichte sprach, dem Roman: „Ich bekenne“, von dem noch nicht bestimmt zu sagen war, wann und wo er als Buch erscheinen werde...

Ein hartes Dasein hatte diese Frau führen müssen; als Redakteurin eines pommerischen Kleinstadtblattes hatte sie Jahre hindurch in der journalistischen Treitmühle gestanden — bei fünfzig Mark Monatslohn...

Dann war das Glück gekommen. Aber nicht lang — da riß sie ein allzufrüher Tod aus der Lebensbahn; und dies klingende Herz, es schlug seinen letzten Schlag...

Dennoch, dennoch, die Dichterin blieb uns unüberlorn. Von ihrem Grabhügel draußen in Wilhelmshagen bei Berlin, unter dem nun seit fünf Jahren ruht, was Sterbliches an ihr war, nahmen wir Klara Müllers goldenes Vermächtnis auf. All, was dieser liebreiche Mund voll fröhlicher Kraft und hinreichender, begeisterungszündender Veredsamkeit gesungen: wir haben's jetzt in einem Buche zusammen. Ostar Jahnke, sein Herausgeber, der Gatte der Toten, hat es mit poesievollen Landschaftsmotiven, symbolischen Votivbildchen und sinnigen Mandelsteinen durchwoben; und Julius Hart stellte ein würdig gehaltenes Bild vom Leben, Werden und Schaffen der Dichterin voran, die so recht eine starke Kämpferin, eine Lichtbringerin, eine befreite Befreierin war. Dem Proletariat galt ihr Herz, dem Sozialismus trug sie allzeit das Triumphbanner voran!

Da war es nur Pflicht und Gerechtigkeit, daß der Parteiverlag die Zusammenfassung und Veröffentlichung dieses schönen Vermächtnisses übernahm.

Nunmehr ist es an uns, den wunderreichen Schatz in unsere Schauern zu bergen!

E. K.